

28

Paul Parin

Geschwister-Beziehungen im Kulturvergleich

Interview: Christian Urech

pro juventute-Thema: Welche Faktoren bestimmen die durchschnittliche Familiengrösse in einer bestimmten Kultur hauptsächlich und warum?

Paul Parin: Unsere «normale Kleinfamilie» -Vater, Mutter, Kinder - ist auch bei uns eine relativ junge Erscheinung. Solange die Bevölkerung noch mehrheitlich von der Landwirtschaft lebte, waren Grossfamilien vorherrschend. Neben der Grossfamilie, die verschieden definiert werden kann, aber doch meistens altersvertikal (mehr als zwei Generationen umfassend) gerechnet wird, gibt es in sehr vielen Kulturen die «extended family», die erweiterte Familie. Diese Familienform geht ebenfalls über Vater, Mutter, Kinder hinaus, es kommen zum Beispiel Schwiegertöchter oder -söhne dazu - sie ist also nicht nur vertikal, sondern auch horizontal verbreitert.

Bei den Agni, einem westafrikanischen Volk an der Elfenbeinküste, das eine bäuerliche Subsistenzwirtschaft betreibt und heute hauptsächlich von Plantagenwirtschaft lebt, schliessen die Familien auch die Fremdarbeiter ein. Warum? Die Agni leben im feuchten Regenwald, was ständiges Roden bedingt, ausserdem ist das Gebiet äusserst fruchtbar, die Landwirtschaft ist also sehr arbeitsintensiv. Man kann nun behaupten, dass dieses Volk in sehr grossen Familien zusammenlebe, oder man kann sagen, sie würden überhaupt keine Familie bilden - je nachdem, wie man es betrachtet. Die Agni gehören zu den sogenannten Akanvölkern, das sind neun Völker im Westen Afrikas, die nach Untersuchungen aus den sechziger Jahren familienmässig ungefähr zu einem Drittel patrilokal (die Frau zieht zu ihrem Mann), zu einem Drittel matrilocale (der Mann zieht zur Frau) organisiert sind, und zu einem Drittel bilden die Eheleute überhaupt nie einen gemeinsamen Haushalt. Aus diesen Untersuchungen haben einige Ethnologen den Schluss gezogen, die Agni würden keine Familien bilden. Bei genauerer Betrachtung kann man aber feststellen, dass diese Menschen durchaus in familienähnlichen Gruppen leben, zusammengefasst als diejenigen, für die eine Frau kocht - dazu gehören Verwandte, aber auch «zugewandte Orte» und Einzelpersonen. Bei der Definition dieser «Familien» müssen wir also von *einem* Herd ausgehen.

Ich erwähne dieses Beispiel, weil die Frage, was die Grösse von Familien bestimmt, davon abhängt, was man überhaupt als Familie versteht, und das ist immer sehr stark von Traditionen geprägt, einschliesslich (aber nicht ausschliesslich) religiöser Traditionen, ist also abhängig von der Volkszugehörigkeit, den nationalen Traditionen und der sozialen Schicht, der man angehört.

Das kann man ja auch in Europa beobachten, zum Beispiel bei Adelsfamilien, selbst wenn sie nicht mehr im Besitz ihrer Vorrechte sind. Diese haben meist nicht nur einen grösseren gefühlsmässigen, sondern auch ideellen und institutionellen Zusammenhalt. Ein anderes Beispiel beobachteten wir in den siebziger Jahren in Westjava (Indonesien). In diesem Landesteil der indonesischen Hauptinsel gibt es neben der malaysischen Urbevölkerung viele eingewanderte Chinesen aus Yünan (Südchina). Beide, die malaysische Bevölkerung und die Chinesen, lebten damals in «extended families», in Grossfamilien mit

29

Zugewandten, das heisst zur Familie gehörten immer auch Arbeiter, Angestellte oder entfernte Verwandte. Aber während die chinesischen Familien eine Produktionseinheit darstellten, in der jeder sein Amt und seine Aufgabe hatte, existierte in den ähnlich grossen malaysischen Familien wohl ebenfalls ein enger Zusammenhalt, sie bildeten aber keine wirtschaftliche Einheit. Einer der Gründe, die in Indonesien immer wieder zu sozialen Spannungen zwischen den beiden Volksgruppen geführt haben und führen, aber auch dazu, dass die Chinesen doch immer wieder ins Land gelassen wurden, liegt in der weitverbreiteten Meinung, die Chinesen seien so ausserordentlich viel tüchtiger in der Arbeit, in der Produktion und im Handel als die Javaner. Wir haben aber beobachtet, dass in bezug auf den einzelnen wahrscheinlich gar kein so grosser Unterschied an Tüchtigkeit zwischen den beiden Volksgruppen besteht. Die Chinesen haben jedoch in der Familie einen starken wirtschaftlichen Organisationsdrang, der den malaysischen Familien abgeht.

Der Begriff der «Familie» ist also aufzuschlüsseln. Erstens ist zu fragen, welche Familie zur Tradition und zu den Produktionsverhältnissen passt. Dazu kommt, dass diese Traditionen immer auch im Wandel begriffen sind. Wenn man über Familienvergleiche spricht, muss man neben dem Faktor Zeit wenigstens die Parameter der Tradition und der soziale Schicht berücksichtigen -es gibt ja fast keine ungeschichtete Gesellschaft -, und man muss sich zudem dafür entscheiden, wie weit man die institutionellen, die gefühlsmässigen und die wirtschaftlichen Bindungen dabei jeweils berücksichtigt.

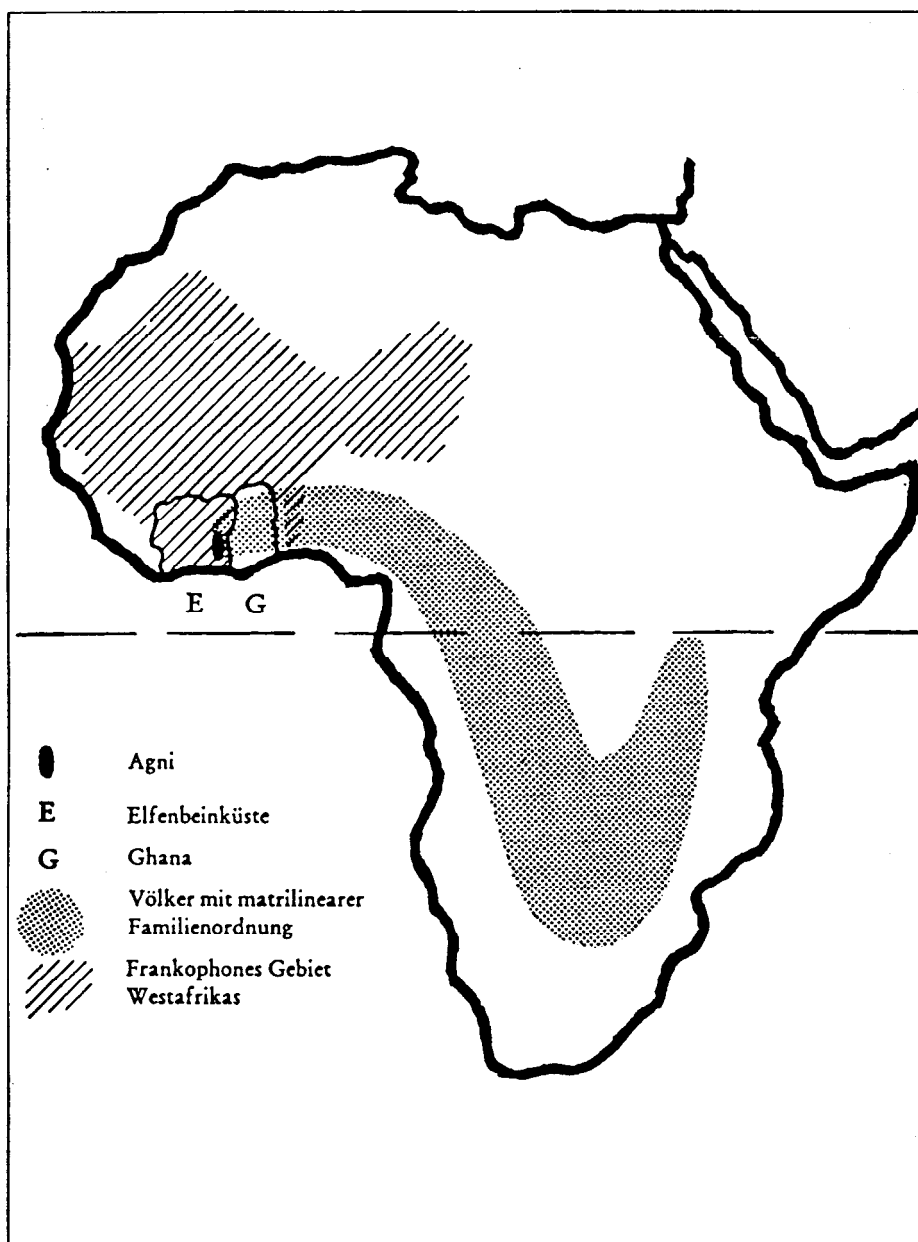
Der «kleinste gemeinsame Nenner»

Was ist Geschwisterbeziehungen in allen Kulturen denn gemeinsam, was ist gewissermassen der kleinste gemeinsame Nenner aller Geschwisterbeziehungen?

Ich glaube schon, dass es einen solchen gemeinsamen Nenner gibt. So verschieden sie sind - in allen Kulturen, die ich kenne, gibt es immer eine besondere Beziehung zwischen Geschwistern. Was in unserer Kultur vielleicht gar nicht so hervortritt, ist die Tatsache, dass

Geschwisterbeziehungen, wie mir scheint, lebensgeschichtlich die haltbareren und festeren Beziehungen sind als jene zwischen den Generationen, zwischen Eltern und Kindern, und das nicht nur, weil die Eltern irgendwann einmal sterben, wenn die Kinder noch im besten Alter sind. Zwei Beispiele. Als Ärzte in der jugoslawischen Befreiungsarmee arbeiteten wir im zweiten montenegrinischen Armeekorps im Zentralspital und betreuten vorwiegend Patienten aus Montenegro mit zum Teil schweren Kriegsverletzungen. Es war gegen Ende des Kriegs, und sehr kranke Patienten hatten mit der Öffnung der Verkehrswege erstmals wieder die Möglichkeit, Verwandtenbesuch zu empfangen. Was uns überraschte war, dass nicht *einmal* Vater oder Mutter verlangt wurden. Sie wünschten sich dagegen immer dringend ein Geschwister. Als Chirurgen konnten wir der Sache damals nicht weiter nachgehen, aber diese Tatsache war so auffallend, dass sie uns einen bleibenden Eindruck hinterliess.

Ein anderes Beispiel gab mir kürzlich ein Kollege aus New York, Prof. Warner Muensterberger, einer der Erfinder der Ethnopschoanalyse. Er erzählte mir von einem seiner Patienten, einem hochgebildeten Afrikaner aus der Gegend südlich des Tschadsees, der ihn konsultierte, weil sein Vater, ein König, ermordet worden war. Dieser junge Mann, 28bis 30jährig, ein Angestellter der Weltbank, spricht acht Sprachen perfekt. Er ist der jüngste Sohn der ersten Frau seines Vaters (der einer Schicht angehört, in der die Männer mehrere Frauen haben können) und hat 31 Geschwister, mit denen er sich sehr verbunden fühlt. Er weiss



Das Wohngebiet der Agni im Regenwald der östlichen Elfenbeinküste, nahe der Grenze von Ghana.

30

nicht nur ihre Namen, sondern auch, was sie machen und wo sie leben. Warner Muensterberger hat festgestellt, dass die Eltern von diesem Mann wohl sehr in Ehren gehalten werden, aber für sein Seelenleben eigentlich kaum eine grössere Rolle spielen als die verstorbenen Vorfahren, die eine fast überpersönliche Funktion als Idealfiguren und Verkörperungen von Lebensforderungen haben. Als konkrete Menschen spielen die 31 Geschwister die weit wichtigere Rolle. Für diesen Mann, der sichtlich eine Karriere bei der Weltbank macht, in New York zu Hause ist und das

amerikanisch-westliche Leben eines aufstrebenden Bankmanagers lebt, ist es also ausserordentlich wichtig, dass er die Verbindungen mit seinen Geschwistern, die alle bis auf eine Schwester im Tschad leben, aufrechterhalten kann.

In der psychoanalytischen Literatur wird vor allem die Vertikale, die Eltern-Kind-Beziehung, betont und für das Leben als ausschlaggebend angesehen. Es ist sicher richtig, dass durch die Vertikale viele Weichen gestellt werden - es scheint mir aber auch offensichtlich, dass die Wichtigkeit der Geschwisterbeziehungen sowohl im positiven (gegenseitige Liebe und Unterstützung) wie im negativen Sinn (Geschwisterrivalität) sehr unterschätzt wurden und werden.

Wobei sofort einzuschränken ist, dass Geschwisterrivalität nicht zwangsläufig auf treten muss. Es gibt Geschwister, die nicht die geringste Rivalität kennen. Ich kann mein eigenes Beispiel und das meines jüngeren Bruders nehmen. Ich habe mich später gefragt, wieso das so war. Erstens haben beide Eltern und besonders die Mutter darauf geachtet, nicht eines der Geschwister zu bevorzugen. Zweitens bildeten mein Bruder und ich eine Art Geschwisterbund gegen die Eltern. Und drittens haben wir die Gebiete, wo es zu einer Rivalität hätte kommen können, instinktiv vermieden. Wir waren beide sehr sportlich und gute Tennisspieler, aber sonderbarerweise hatte er in einem Jahr, als ich mich besonders für den Tennissport begeisterte, überhaupt kein Interesse daran und spielte nicht. Und in einem anderen Jahr, als er gerne Tennis spielte, wandte ich mich anderen Sportarten zu.

Die Geschwisterrivalität wird häufig dadurch gemildert, dass die Kinder eine Art Bund bilden. Die Geschwisterbindung kann in der Kindheit eine Gegenwelt zu den Eltern schaffen. In meiner vierzigjährigen Praxis in Zürich beobachtete ich häufig entweder eine starke Geschwisterrivalität, die oft die Geschwisterbindung sprengte, oder aber dieser Generationenbund hatte auch innerhalb der kleinen normalen mitteleuropäischen Familie eine kittende Funktion, was viel zu wenig beachtet wird.

«Biologische» und «institutionelle» Verwandtschaft

Ich habe gelesen, dass nur schon die Definition dessen, was man unter Geschwistern versteht, von Kultur zu Kultur unterschiedlich sein kann: In vielen

Gesellschaften würden auch Cousins und Cousinen in die Verwandtschaftskategorie Geschwister eingruppiert. Ebenfalls erstaunt hat mich die Tatsache, dass offenbar nicht einmal 20% der Weltbevölkerung die Verwandtschaftsbegriffe Bruder und Schwester kennen. Wovon ist das abhängig?

Man muss die biologische Verwandtschaft von der zugeschriebenen, institutionellen Verwandtschaft unterscheiden. In Westafrika erfolgt die Geschwisterdefinition nicht nach dem biologischen, sondern bei den verschiedenartigsten Völkern nach dem Kriterium der Zugehörigkeit. Angehörige des Volkes der Dogon meinen, wenn sie von Brüdern sprechen, einen Angehörigen der gleichen Generation, ohne dass etwas ausgesagt wäre über die Blutsverwandtschaft. Wenn der Betreffende ausdrücken will, dass es sich um einen leiblichen Bruder handelt, sagt er: «C'est mon frère, même mère, même père». Das ist natürlich eine Anpassung an europäische Vorstellungen und den französischen Sprachgebrauch. Gerade bei den Dogon, die sehr leicht und gut von sich erzählten, wurde mir klar, dass kein Vorrang der biologischen Verwandtschaft existiert. Was zählte, war die institutionelle Verwandtschaft. Man muss sich also von der Vorstellung lösen, die Basis von Geschwisterbeziehungen sei die Blutsverwandtschaft. Wenn eine Familie ein Kind adoptiert, ist es ja auch bei uns so, dass dieses dann ein Geschwister wird.

Es gibt alle möglichen Varianten von institutionellen Geschwisterbindungen -eine der eindrucklichsten zeigt der Fall der Forscherin und Buchautorin Jean Briggs, die bei den Inuit, den kanadischen Eskimos, war. Jean Briggs verbrachte das erste Mal 18 Monate bei den Inuits und konnte nur überleben, weil sie adoptiert wurde. Ein Inuit-Familienoberhaupt hat die junge Forscherin, die im eigenen Zelt lebte, bevor der Winter kam, nach und nach in die Familie als «Tochter» integriert. Am Ende der schönen Jahreszeit, im September, wurde sie in das Iglu aufgenommen. Im nächsten Sommer ereignete sich ein Zwischenfall - sie machte sich unwissentlich und - willentlich eines Verstosses gegen die Sitten schuldig und wurde fast verstossen. Als Kind der Familie ver-

32

stossen, wohlverstanden - als eine fremde Forscherin wäre ihr nichts passiert. (Es ist ihr dann effektiv auch nichts passiert, die Inuits waren sehr tolerant und haben schliesslich über den Tabubruch hinweggesehen.) Als ich sie viel später einmal fragte, ob sie denn immer noch zu dieser Familie gehöre, bejahte sie das mit Nachdruck. Ihr «Vater» sei zwar inzwischen gestorben, die Mutter lebe aber noch, und ihre zahlreichen jüngeren «Brüder» und «Schwestern» würden sie immer noch als Geschwister betrachten.

Weit wichtiger als die Blutsverwandtschaft scheint mir bei uns für die Frage, ob man sich als Geschwister betrachtet, die gemeinsame Kinderstube zu sein, die gleiche Erziehung. Geschwister, die in die gleiche Schule gehen, entwickeln eine ganz andere Bindung, als wenn sie «nur» das gemeinsame Elternhaus haben und die vielen Jahre der Schulausbildung in anderen Milieus

verbringen. Gerade für die Geschwisterbindung scheinen mir die Schuljahre ausschlaggebend zu sein.

Die Bedeutung des Geschlechts

In manchen Kulturen spielen beispielsweise Geburtsrangplatzunterschiede eine grosse Rolle, die Position des erstgeborenen und letztgeborenen

Geschwisters ist mit besonderen Privilegien verbunden. In anderen Gesellschaften sind Positionsunterschiede von untergeordneter Bedeutung, stärker wird unter Umständen das Geschlecht gewichtet.

Warum?

Es sind immer verschiedene Faktoren, die darüber entscheiden, wie das gewichtet wird. Im mittelmeeerischen Kulturraum, der sich durch eine machistische Haltung in verschiedenen Varianten auszeichnet, sind die Männer traditionsgemäss auf ihre Männlichkeit sehr stolz und betrachten es gleichsam als ihr Naturrecht, nicht nur über Treue und Tugend der weiblichen Angehörigen der Familie zu wachen, sondern überhaupt das Sagen zu haben. Im ländlichen Montenegro, wo ich die Verhältnisse näher kenne, gibt es diesen mediterranen Machismo ebenfalls, obzwar er ein bisschen anders ist als in Sizilien oder Spanien. Dort ist es ausserordentlich wichtig, dass ein Bub zur Welt kommt. Mädchen sind nicht erwünscht. Das geht nicht so weit wie in Teilen Chinas oder gar Indiens, wo man die Mädchen umbringt oder gezielt abtreibt. Ein Kinderarzt, der in dieser Gegend auch Geburtshilfe machte, erzählte mir, wenn ein Knabe geboren werde, gebe es ein grosses Fest, auch wenn die Leute noch so arm seien. Und wenn ein Mädchen zur Welt komme, müsse er sich durch die Hintertür retten, weil er sonst verprügelt werde - obwohl die Leute natürlich genau wissen, dass den Geburtshelfer keine «Schuld» trifft.

Da wirken die kriegerischen Traditionen der bäuerlichen und auch der (klein-)städtischen Bevölkerung aus der Zeit der 400 Jahre dauernden Türkenbesetzung nach. Es gab Familienstämme, die mit den Türken zusammengearbeitet haben, und andere, die gegen die Türken als Unterdrücker kämpften. Noch im Zweiten Weltkrieg konnten wir beobachten, dass zur Tugend eines Mannes gerechnet wurde, wann und gegen wen und wie er (und seine Vorfahren) gekämpft hat. «Heldentaten» eines Ururgrossvaters konnten durchaus zum machistischen Prestige des Nachfahren beitragen. An diesem Beispiel erklärt sich die Bevorzugung von Männern historisch-traditionsgemäss. Die damals geltende «offizielle» kommunistische Doktrin postulierte zwar die Gleichheit von Frauen und Männern, und in der Armee hatten sich die Frauen auch als Kämpferinnen in jeder Hinsicht bewährt - trotzdem fiel es den Männern unendlich schwer, eine Frau als gleichwertig und gleichberechtigt zu betrachten.

Das ist ein für europäische Verhältnisse extremes Beispiel. Aber es gibt fast überall eine traditionelle Bewertung der Geschlechter eine völlige Gleichheit ist mir nirgends begegnet. Im Gegenteil: in den meisten Kulturen sind die Geschlechter noch stärker voneinander unterschieden und zum Teil auch getrennt als bei uns. Hingegen beobachtet man im Verhältnis der Geschlechter nicht selten ein Phänomen, das von den Ethnologen als Symmetrie bezeichnet wird: Bestimmte Institutionen im wirtschaftlichen und politischen Bereich kommen den Frauen zu und andere den Männern. Ich weise auf das Beispiel eines Volkes in Tansania hin, das eine starke Geschlechtertrennung mit patrilinearen Familien kennt. Die Leute sind Ackerbauern und produzieren viel Getreide, das sie verkaufen können. Auf den Feldern arbeiten Frauen und Männer zusammen, aber die Verfügung über das Getreide war noch bis weit in die Kolonialzeit hinein den Frauen vorbehalten. Dadurch entstand ein Gewicht der Frauen in der Gesellschaft, das vergleichbar ist mit der Bedeutung der Banken in der Schweiz mit ihrem indirekten Einfluss auf viele der sozialen und politischen Vorgänge im Land.

Das berühmteste Beispiel für Symmetrie sind die Ibo in Nigeria, die durch den Biafrakrieg bei uns bekannt wurden. Bevor die Engländer das Land besetzten, kannten sie eine Symmetrie, die so weit ging, dass sie nicht nur einen König, sondern auch eine Königin hatten, die weder verheiratet noch verwandt miteinander waren. Ihre Zuständigkeitsbereiche waren vollständig getrennt, die Königin war zum Beispiel für Markt und Wirtschaft verantwortlich. Als die Engländer eine Markttaxe einführten, kam es zu Aufständen, an denen ausschliesslich Frauen beteiligt waren. Was von den englischen Kolonialbeamten, die alles Männer waren und es sich nicht vorstellen konnten, dass Frauen «so etwas» machen, als «Ibo-riot» (Ibo-Tumult) bezeichnet wurde, hiess in der Sprache der Ibo «Krieg der Frauen».

Über die Verbreitung solcher symmetrischer Einrichtungen, die lange übersehen wurden, und die Art, wie sie sich bei uns entwickeln könnten, weiss die Forschung noch wenig. Eine vollkommene Gleichheit scheint es aber in überhaupt keiner Kultur je gegeben zu haben.

In den meisten westlichen Industrieländern gibt es aber kaum noch die Rangplatz- oder geschlechtsspezifischen Privilegien und Sonderrechte von Geschwistern, während sie in Ländern der Dritten Welt nach wie vor verbreitet sind. Sind im Falle von Einwandererfamilien aus vorindustriellen in industrielle Gesellschaften Reibungen, Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten insbesondere zwischen Geschwistern, die in der neuen Heimat geboren wurden, nicht fast vorprogrammiert ?

Vermutlich schon. Andererseits kann die Geschwisterhilfe für Auswanderer auch über die Kontinente hinweg eine bleibende Rolle spielen. Eine Familie von Kosovo-Albanern, die ich kenne und die schon lange in der Schweiz wohnt, unterstützt ganz selbstverständlich den Bruder des Mannes, der in Kosovo lebt und der Hilfe bedürftig ist. Dass es wegen traditionell anderer

Regeln zu Schwierigkeiten kommen kann, ist klar. Traditionen sind oft viel haltbarer als alle lokalen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen. Einerseits erschweren sie die Adap-

33

tation der neuen Bräuche, andererseits können bei den Auswandern fortbestehende Bindungen aber auch sehr hilfreich sein.

Einzelkinder

Wie steht es mit der Bewertung von Einzelkindern? Bei uns gelten sie ja immer noch zum Teil als «Opfer» des elterlichen Egoismus, während es in anderen Ländern, zum Beispiel im modernen China, geradezu eine gesellschaftliche Pflicht gibt, nur ein Kind zu haben.

In China spielt überhaupt keine Rolle, wie gut oder schlecht die Einzelkinderdoktrin für das Kind ist. Da steht ein gesamtgesellschaftliches, gesamtsoziologisches Denken dahinter, das das enorme Bevölkerungswachstum stoppen und die wirtschaftliche Entwicklung fördern will - obwohl es, nebenbei gesagt, fraglich ist, ob man dieses Ziel damit erreicht. Unsere Vorstellungen von Einzelkindern entstammen der Tradition der europäischen Psychologie. Ob es ein Nachteil ist, Einzelkind zu sein, hängt von der Haltung der Eltern ab, dem Ausmass dessen, was Horst Eberhard Richter die narzisstischen Projektionen der Eltern auf das Kind genannt hat: den übertriebenen oder überbetonten Hang der Eltern, durch das Kind die eigenen unerfüllten Wünsche «einzulösen». Elterliche Erwartungshaltungen können ein durchaus positiver Ansporn für die Kinder sein, zu lernen und ein «richtiges» Leben zu führen (richtig zunächst mal in den Augen der Eltern) - wenn diese Erwartungen aber vor allem dazu dienen, das innere Gleichgewicht der Eltern aufrechtzuerhalten, und die Eltern nicht fähig sind, sich ständig wieder auf das Kind zu beziehen, kann das natürlich vor allem für das Einzelkind sehr nachteilig sein. Die Wünsche der Eltern für das Kind sind immer vorhanden, aber wenn als Gegengewicht nicht der Respekt vor der Eigenart der heranwachsenden Person vorhanden ist, kann es natürlich schief herauskommen.

Ich habe in meinem Leben bedeutende Leute kennengelernt, die Einzelkinder waren. Mein verstorbener Freund, der Dichter Erich Fried, war ein Einzelkind, oder Otto Loewi, der Nobelpreisträger für Physiologie. Das waren aber alles Kinder aus städtischen, intellektuellen Milieus, und ich kenne natürlich auch bedeutende Leute, die keine Einzelkinder waren. Auf jeden Fall geht die Gleichung Einzelkind = schlechtes Leben nicht auf. Die Sonderstellung des Einzelkindes ist weder soziologisch eine Ausnahme noch psychologisch ein Handicap

besonderer Art. Die bei uns oft gehörte Meinung, es sei schlecht, ein Einzelkind zu sein, ist meiner Meinung nach ein Vorurteil, und Vorurteile halten sich deshalb so stark, weil sie mit Traditionen zu tun haben. Was hingegen viele Familien mit zwei Kindern selbst bemerken und was auch Psychologen bestätigen, ist die Erfahrung, dass viele Eltern im Umgang mit dem ersten Kind grössere Schwierigkeiten haben als mit dem zweiten, weil sie dann als Eltern mehr Erfahrung und eine gewisse Übung haben.

Ich habe gelesen, dass die wechselnde Einschätzung von Einzelkindern auch davon abhängen kann, ob es in einer Gesellschaft aktuell gerade erwünscht ist, die Geburtenrate anzukurbeln oder zu drosseln. ...

Das hat sicher auch einen Einfluss. In Deutschland war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts für weite Kreise, die irgendwie national gesinnt waren, die Idee leitend, genügend Soldaten zuerst für den Kaiser und dann fürs Vaterland zu «produzieren». Solche Meinungen, so absurd sie sind, können bis in die intimste Psychologie der Familien hineinwirken.

Es sind immer verschiedene Faktoren, die zu Verallgemeinerungen wie jenen über die Einzelkinder oder auch die sogenannten «Sandwichkinder» führen, und sie können kaum durch die Statistiken der Soziologen erfasst werden. Viel besser kann man sich in den Werken der erzählenden Literatur kundig machen.

Gilt das, was Sie über Einzelkinder bei uns sagten, auch für andere Kulturen?

In den Kulturen, die ich kenne, traf ich ausserordentlich selten auf Einzelkinder. Das hängt damit zusammen, was ich über die «extended family», die erweiterte Familie, gesagt habe. Auch ein sogenanntes Einzelkind gehört in der Regel institutionell zu einer Familie. Die Schweizer Psychoanalytikerin Lise Tripet, die neun Jahre in Dakar im Senegal als Psychotherapeutin gewirkt hat und selbst Mutter eines Einzelkindes ist, begegnete in dieser ganzen Zeit nie einem afrikanischen Einzelkind. Selbst wenn sie keine leiblichen Geschwister hatten, gehörten diese Menschen immer irgendwo dazu. Einzelkinder, die nur mit den Eltern aufwachsen, dürften in den meisten Kulturen mit erweiterten Familien eher eine Ausnahme sein.

Offenbar ist es in anderen Kulturen und insbesondere in Stammeskulturen in wesentlich grösserem Umfang als in den westlichen Industrieländern üblich, dass die älteren Geschwister verantwortlich für die Versorgung und Betreuung ihrer jüngeren Brüder und Schwestern und darüber hinaus auch zuständig für die Vermittlung kulturellen Wissens (Sprache, Spiele, praktische, alltagsbezogene Fertigkeiten) sind.

Es sind nicht nur die älteren Geschwister, die als Vorbilder und Lehrer eine Bedeutung haben können, sondern auch wie in Westafrika - quasi als zweite Geschwisterreihe – die Altersgleichen mit den Initiationsriten überhaupt. Es gibt in der Soziologie den Ausdruck der sogenannten

«Tantenerziehung» - warum sie so heisst, weiss ich nicht, denn es sind nicht die Tanten, sondern die älteren Schwestern, die die Kleineren unmittelbar nach dem Säuglingsalter bis in unser Schulalter hauptsächlich erziehen. Ich glaube, dass in vielen Kulturen tatsächlich die älteren Geschwister in hohem Mass für die Enkulturation der Jüngeren verantwortlich sind. Das dürfte bei uns in kinderreichen Bauernfamilien zum Teil auch so gewesen sein.